

Unverkäufliche Leseprobe



Florian Heinen & Jörg Noller

Das digitale Kind

Die unheimliche Verwandtschaft zwischen den
neuen Medien und dem kindlichen Gehirn

2026. 188 S.

ISBN 978-3-406-84411-9

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/39979468>

Florian Heinen | Jörg Noller

Das digitale Kind

Florian Heinen | Jörg Noller

Das digitale Kind

Die unheimliche Verwandtschaft
zwischen den neuen Medien und
dem kindlichen Gehirn

C.H.Beck

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Geviert, Michaela Kneissl
Umschlagabbildung: phBodrova via shutterstock
Satz: SchwabScantechnik GmbH & Co. KG, Göttingen
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84411 9

verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Wir widmen das Buch unseren Familien:

*Mechthild Maria, Felicitas,
Gemma Mathilda und Augustin Michael
sowie Kathrin und Elias*

Inhalt

Einleitung	Das Kind in dir hat eine technologische Heimat gefunden	9
1	Nahraum	33
2	Aufmerksamkeit	51
3	Handmotorik	71
4	Gehirnentwicklung	83
5	Mustererkennung	99
6	Spiel	115
7	Verletzlichkeit	137
8	Belohnung	153
Schluss	Gelingen lernen: Eine Schule der Hände	163
Dank		181
Anmerkungen		183

Einleitung

Das Kind in dir hat eine technologische Heimat gefunden

Wie oft haben Sie heute schon Ihr Smartphone berührt? Wie oft Ihr Gesicht, und wie oft die Menschen, die Sie lieben? Schon im Jahr 2016 kam eine Studie mit etwa 100 erwachsenen Android-Nutzern zu dem Ergebnis, dass das Smartphone durchschnittlich 2617-mal am Tag angefasst wurde.¹ Das wird heute deutlich mehr sein. Unser Gesicht berühren wir dagegen nur etwa 300- bis 800-mal pro Tag.² Über den direkten körperlichen Kontakt zu den von uns geliebten Menschen gibt es zwar keine Untersuchungen, aber wir sind uns sicher, dass die Anzahl der Smartphone-Berührungen bei Weitem die persönlichen Berührungen übertreffen.³ Und selbst die gegenseitigen, intimsten Berührungen von Müttern und ihren neugeborenen Babys liegen im Tagesverlauf im Rahmen von vielleicht hundert, nicht aber tausenden Kontakten.

Für uns, die wir die besondere Wucht und das «Wesen» des digitalen Wandels verstehen wollen, sind diese Zahlen nicht überraschend. Aber sie sind dennoch erstaunlich. In ihnen zeigt sich, dass wir uns alle in einer neuen Lebenswirklichkeit bewegen, die vor zwei Jahrzehnten noch undenkbar gewesen wäre. Mittlerweile nähert sich die Zahl der weltweit benutzten Smartphones der Zahl der Weltbevölkerung – etwas mehr als acht Milliarden.⁴ Wir scheinen uns an diese neue Rea-

Einleitung

lität – irgendwie – zu gewöhnen und gleichzeitig beunruhigt sie uns zutiefst. Wir bezeichnen sie etwas unscharf als «digitale Revolution», ohne genau zu verstehen, worin eigentlich ihre tieferen Gründe bestehen und warum sich diese Entwicklung so rasant und global ausgebreitet hat.

Als Erwachsene kommen wir mit der neuen digitalen Lebenswirklichkeit mehr oder weniger gut zurecht. Zumindest scheinen wir das anzunehmen – auch wenn viele sich eingestehen, dass dies nicht so ganz stimmt. Tiefe Sorge bereitet uns diese Realität aber vornehmlich dann, wenn es um Kinder geht. Dürfen wir die digitale Wirklichkeit unseren Kindern, Enkeln, Neffen und Nichten zumuten? Dürfen wir unsere Kinder auf diesem Meer der unendlichen digitalen Möglichkeiten einfach so aussetzen? Müssen wir sie nicht bewahren und abschirmen – wieder ans analoge Festland ziehen? Ist es nicht so, dass sich gerade in ihren kleinen Körpern und Seelen die Übel digitaler Wirklichkeiten verdichten?

Hinter diesen Fragen steht eine allzu verständliche Sorge – eine Sorge, die wir in jeder Hinsicht teilen. Aber diese Fragen bleiben für uns doch merkwürdig an der Oberfläche. Bohren wir tiefer, denken wir bewusst weiter, so kommen wir zum Zentrum unseres Buches: Es gibt eine tiefere Verbindung von digitaler Technik und kindlichem Gehirn, eine «unheimliche Verwandtschaft», in der nicht nur Bedrohung, sondern auch ein Verhältnis der Passung liegt. So betrachtet, haben Kindheit und Digitalität viel mehr miteinander zu tun, als wir für gewöhnlich unterstellen. Unsere Annahme lautet also, dass digitale Technologien deshalb so rasant zu unserer Lebensrealität werden konnten, *weil sie sich auf die Neurobiologie der Kindheit stützen*. Kindheit und Technik treffen sich intuitiv: mit ihren Eigenschaften, Verhaltensweisen, Kapazitäten und Grenzen. Wenn diese These stimmt, dann nähme es nicht Wunder, dass Kinder sich eminent «gemeint fühlen» – und dass alle Konfliktlinien der Digitalisierung in ihrem

Das Kind in dir hat eine technologische Heimat gefunden

Verhältnis zu Kindern zutage treten. Dann ginge es darum, zunächst diesem Phänomen auf den Grund zu gehen, um *danach* Regeln und Gesetze richtig und wirksam zu formulieren. Dann ginge es nicht nur um das Schließen von Räumen durch Verbote, sondern um das Öffnen von Räumen durch Vernunft. Dann hätten wir nicht nur den Wunsch, unsere Kinder von den digitalen Aspekten unserer gemeinsamen Realität abzuschirmen, sondern wir hätten den Wunsch, Digitalität zu lernen – in geschützten Räumen und mit ihnen.

Es ist unsere Meinung, dass sich die Digitalisierung nicht *gegen*, sondern nur *durch* die Kindheit denken lässt. Wir werden im Folgenden ausführlicher lernen, dass digitale Technologien gerade an den frühen, körperlich-sinnlichen Fähigkeiten der Kindheit ansetzen und von dort aus neu verstanden werden können: sowohl in den Kindern als auch in uns selbst, die wir uns zu unserer eigenen Kindheit befragen können. Die Kindheit ist in diesem Sinne nicht nur ein Maßstab, sondern auch ein Resonanzraum des Digitalen – und eröffnet aus eben diesem Grund auch einen Königsweg des Verstehens, der bisher noch kaum begangen wurde.

Wenn wir zum Thema Digitalisierung einen Blick in die Regale der Buchhandlungen oder in Zeitungen werfen, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass unser Vorschlag eigentlich skandalös und unpassend ist. Denn dort stoßen wir auf eine Menge von Bestsellern und Artikeln, die Kindheit und Digitalisierung in ein ausschließlich problematisches, sich geradezu gegenseitig ausschließendes Verhältnis setzen. Die Warnungen und Befürchtungen werden dabei immer größer und lauter, das Fazit eindeutiger und scheinbar alternativlos: Kindheit und Digitalisierung vertragen sich nicht – gar nicht.

Besonders sticht dabei ein Bestseller-Buchtitel aus dem Jahr 2024 hervor – der des US-amerikanischen Sozialpsychologen Jonathan Haidt: *Generation Angst: Wie wir unsere Kinder an die virtuelle Welt verlieren und ihre psychische Gesundheit aufs Spiel setzen*.⁵ Seine These

Einleitung

lautet: Die Digitalisierung hat die Kindheit tiefgreifend umgestaltet – still, schleichend und in nur kurzer Zeit. Haidt nennt diesen Wandel «die große Neuverdrahtung», die sich zwischen 2010 und 2015 vollzog, als das freie, unbeschwerte Spiel auf der Straße dem endlosen Scrollen auf dem Bildschirm der Smartphones wich. Was einst Raufereien, heimliche Mutproben und stundenlanges Draußensein waren, sei sukzessive durch eine permanente Online-Präsenz ersetzt worden – physisch sicherer, wie viele Eltern meinten, und doch psychisch weit gefährlicher, als es auf den ersten Blick erscheint. Haidt entwickelt seine Auffassung auf der Basis vieler Meta-Analysen und scheint dabei ein bestimmtes Deutungsschema zu bevorzugen – das des Alarms: Seit der flächendeckenden Verbreitung von Smartphones und Sozialen Medien seien die Diagnosen von Angststörungen, Depressionen, Schlaflosigkeit und Selbstverletzungen bei Jugendlichen rasant angestiegen. Jede digitale Nachricht, jeder Smiley, jeder Like wirke wie eine winzige, unaufhörliche Injektion ins Belohnungszentrum des Gehirns und wie bei einem Rausch entstehe ein Verlangen nach immer neuen Reizen.

Haidt erläutert seine These nicht nur mit Bezug auf die Biologie von Transmittern und Rezeptoren in unseren Gehirnen, sondern ersetzt auch kulturell an. Wer in einer Welt der sofortigen Rückmeldung aufwachse, der lerne früh, den eigenen Wert nur noch in Zahlen zu messen: Follower, Likes, Shares. Die Bühne wird groß, das Publikum unsichtbar, und die Masken – sorgfältig gefiltert – kleben bald untrennbar fest über den nicht mehr erkennbaren, wahren Gesichtern. Haidt spricht von einer neuen Generation, die nicht nur weniger in der Natur spielt, sondern auch weniger miteinander streitet, lacht und Versöhnung lernt. Mimik, Gestik und all ihre Zwischentöne, jene so leisen zwischenmenschlichen Register, die unsere Kommunikation interessant machen, verschwinden in der digitalen Oberflächlichkeit. Gleichzeitig treibe die elterliche Fürsorge paradoxe Blüten. Aus Angst vor Verkehr, Fremden oder Verletzungen würden Kinder vom Draußen

Das Kind in dir hat eine technologische Heimat gefunden

ferngehalten – und damit direkt in die manipulativen Hände der Algorithmen-Designer geführt.

Auch die Autoren des Buches *Kinder: Minderheit ohne Schutz*⁶ problematisieren das Verhältnis von Kindheit und Digitalisierung, hier aus einer soziologischen und sozialpädagogischen Perspektive. Seit 2008, also mit Beginn der massenhaften Verbreitung des Smartphones, seien Kinder in Deutschland gegenüber Senioren zunehmend in der Minderheit, würden zugleich als «Außenseiter» immer mehr aus dem öffentlichen Raum heraus- und in «Sonderumwelten» abgeschoben. Und in diesem Zusammenhang wissen wir alle: Das Smartphone in der Hand des Kindes kann tatsächlich der Ruhigsteller schlechthin sein, ein digitaler Schnuller. In dieser Sichtweise dient die Digitalisierung der gesellschaftlichen Verdrängung von Kindheit: Ihre Medien fungieren als Aufmerksamkeitsfalle, als situative wie kollektive Narkotika. Jonathan Haidt stimmt in diese Fundamentalkritik ein. Die virtuelle Smartphonewelt wirke wie eine weich gepolsterte Spielwiese, doch sei sie mit unsichtbaren Stolperdrähten gespickt: soziale Isolation hinter Dauervernetzung, kognitive Zersplitterung hinter Multitasking, eine subtile Sucht, die das gesamte Leben bestimmt, getarnt als harmlose Unterhaltung und Freizeitbeschäftigung. Haidts Rezept dagegen klingt fast anachronistisch analog in einer digitalen Ära: Kein Smartphone vor der Highschool – d. h. nicht vor einem Alter von 14 Jahren –, keine Social-Media-Konten vor dem 16. Lebensjahr; Schulen als smartphonefreie Zonen.

Diese beispielhaft herausgegriffenen Diagnosen sind für viele Leser – und ebenso für uns – bestens nachvollziehbar, sie treffen einen Nerv und spiegeln die teilweise dramatischen Erfahrungen vieler Eltern so gut wider, dass die meisten sagen werden: «Ja, genau so ist es». Dennoch haben wir den Eindruck, dass sie in der Sache nur einen Aspekt, aber nicht den Kern treffen. Wir nehmen die kulturpessimistische Grundtönung bei Haidt aus den USA, Spitzer aus Deutschland

Einleitung

und vielen anderen erfolgreichen Autoren im Genre des digitalisierungsskeptischen Sachbuchs wahr – wir selbst sehen sie aber weder als zwingend noch als unüberwindbar. Denn wir haben den Eindruck, dass unser Horizont hinsichtlich der Deutung der digitalen Revolution und ihrer beobachtbaren Manifestationen noch einigermaßen beschränkt ist. Meist bewegen wir uns in der dürftigen Alternative zwischen einem übertriebenen Optimismus auf der einen Seite – der von den Technologieprodukten der großen Konzerne die Lösung aller Menschheitsprobleme und vor allem eine florierende Wirtschaft erwartet – und einem übertriebenen Pessimismus auf der anderen Seite – der in den neuen Medien den Ruin von Kindheit, Kultur und Demokratie bei ausschließlichen Macht- und Bereicherungschancen von Tech-Eliten erblickt. In beiden Haltungen sehen wir Missverständnisse hinsichtlich der Spannungsräume zwischen den Menschen und ihrer Technik.

Wir wollen mit einer grundlegenden Einsicht starten: Die Digitalisierung unserer Lebenswelt lässt sich nicht verbieten, sondern nur gestalten. Wir wollen weiter fragen: Warum hat sich das Smartphone derart durchgesetzt – überall auf dieser Erde, in allen Kulturen und auf allen Kontinenten? Warum so schnell und warum auch bis ins jüngste Lebensalter? Statt in der Forderung stecken zu bleiben, Kinder und Jugendliche müssten von Mobiltelefonen und Sozialen Medien abgeschirmt werden, wollen wir verstehen: Warum greifen die vielfachen Ausschluss- und Verbots-Rezepte so wenig? Warum passt *Digital Detox* so wenig zu der Realität, die Kinder und Heranwachsende tatsächlich selbst leben? Warum ist das Smartphone so allgegenwärtig, in aller Taschen und Hände?

Wir sehen den Grund darin, dass sich die digitalen Technologien überraschend passgenau zu den Eigenschaften der kindlichen Entwicklung verhalten. Sie sind womöglich in der Lage, bei uns Erwachsenen kindliche Eigenschaften aus dem Archiv unserer eigenen, vielleicht

Das Kind in dir hat eine technologische Heimat gefunden

sogar der ganz frühen, nicht erinnerbaren Entwicklung hervorzuholen. Aber was ist es, das «das Kind in uns» so stark anspricht? Zwischen Kindheit und Digitaltechnik scheint es eine tiefere, biologische Verbindung zu geben – eine, die wir offensichtlich noch nicht wirklich verstanden haben. Und genau diese Verbindung könnte erklären, warum digitale Medien so stark auf uns wirken. Sie verändern alles – nicht nur die Kindheit, sondern die ganze, kulturell und technologisch konstruierte Wirklichkeit. Unsere gewohnte Lebenswelt von Innen und Außen, Gehirn und Hand hat einen neuen Mitspieler bekommen – immer dazwischen, immer dabei, immer sofort aktivierbar: einen, den es so noch nie gab. Digitalisierung ist nichts, das man abbestellen oder zurückdrehen kann. Sie ist Teil einer jetzt gerade stattfindenden technischen Transformation, die nicht nur revolutionär ist, sondern auch einen «evolutionären», einen zum Menschen, einen zur Entwicklung eines jeden Menschen passenden, dabei technischen Charakter zu haben scheint.

Der Evolutionsanthropologe Johannes Krause hat eindrücklich gezeigt, dass die Geschichte der menschlichen Technik nicht in erster Linie eine Abfolge von besonderen Erfindungen mit weitreichenden gesellschaftlichen Folgen ist, sondern tatsächlich Teil einer *Ko-Evolution* von Mensch und Technik.⁷

An dieser Stelle ist eine begriffliche Klärung notwendig. Wenn wir im Folgenden von «Evolution» sprechen, so meinen wir gerade nicht – oder zumindest nicht primär – die biologische Evolution im Sinne genetischer Variation, Epigenetik und Selektion. Es geht nicht um Veränderungen des menschlichen Erbguts, nicht um Anpassungen, wie sie die evolutionäre Anthropologie oder die Entwicklungsbiologie auf DNA-Ebene untersuchen können. Vielmehr verwenden wir den Begriff in einem erweiterten, strukturellen Sinn: Evolution bezeichnet hier eine Form kulturgeschichtlicher Transformation, die sich durch

Einleitung

Selbstverstärkung, Irreversibilität und systemische Rückkopplung auszeichnet.

Nicht jede historische Entwicklung ist in diesem Sinne evolutionär. Viele Veränderungen bleiben äußerlich, wenig wirksam und reversibel – sie könnten auch anders verlaufen oder wieder rückgängig gemacht werden. Evolutionäre Prozesse dagegen greifen tiefer. Sie verändern nicht nur einzelne Praktiken oder Institutionen, sondern die Bedingungen, unter denen solche Praktiken überhaupt möglich sind. Sie transformieren das Medium des Handelns selbst. Wer in einen solchen Prozess hineingerät, bewegt sich nicht mehr einfach in einer veränderten Welt – vielmehr verändert sich die Weise, wie Welt erfahren, konstruiert, und gestaltet wird, wie Welt *ist*.

In diesem Sinne sprechen wir auch von «Ko-Evolution». Gemeint ist dabei ein wechselseitiger, sich gegenseitig antreibender Veränderungsprozess zwischen Mensch und Technik. Technik ist hier nicht bloß ein Werkzeug, das der Mensch benutzt, sondern ein Bestandteil jener Strukturen, in denen sich Wahrnehmung, Kommunikation und Handeln vollziehen. Indem der Mensch technische Umgebungen hervorbringt, verändern diese Umgebungen zugleich die menschlichen Fähigkeiten, Erwartungen und Selbstverhältnisse. Diese Veränderungen wirken wiederum auf die weitere technische Entwicklung zurück. Es entsteht ein dynamischer Zirkel, in dem sich beide Seiten – Mensch und Technik – nicht unabhängig voneinander entwickeln, sondern in struktureller Verschränkung aktiv sind.

Entscheidend ist dabei: Solche Prozesse erscheinen denjenigen, die sie erleben, nicht wie frei gewählte Innovationen, sondern wie eine zweite Natur. Was zunächst als Option beginnt, verfestigt sich rasch zu einer neuen Selbstverständlichkeit. Praktiken, die gestern noch neu und fremd waren, erscheinen heute allgegenwärtig. Hinter diese Entwicklungen zurückzugehen, ist strukturell nicht mehr möglich, weil sich mit ihnen die Voraussetzungen unseres Handelns selbst verschoben haben.

Das Kind in dir hat eine technologische Heimat gefunden

Darin sehen wir den evolutionären Charakter der Digitalisierung. Sie ist nicht nur eine Reihe technischer Neuerungen, sondern ein Umbau unserer Lebensform. Sie verändert den Raum, in dem soziale Beziehungen entstehen, den Modus, in dem Wissen zirkuliert, und die Weise, in der wir uns selbst als handelnde Subjekte verstehen. In diesem Sinne ist Digitalisierung kein äußerlicher Zusatz zur menschlichen Welt, sondern ein Prozess, der diese Welt in ihrem Innersten reorganisiert – und der sich, einmal in Gang gesetzt, weder einfach stoppen noch rückgängig machen lässt.

Mensch und Technik entwickelten sich also im Wechselspiel. Wie Johannes Krause eindrucksvoll zeigt, konnte der *Homo sapiens* sich weltweit deswegen bis in den allerletzten Winkel ausbreiten, weil menschliche Technik und Kultur die Begrenztheiten menschlicher Biologie überwinden konnten. Während der Neandertaler zwar genetisch an extreme Kälte angepasst war, fehlte ihm die Fähigkeit zu nachhaltiger technischer Innovation. Der moderne Mensch dagegen, der den Neandertaler für immer verdrängte (auch indem er ihn teilweise genetisch integrierte), entwickelte aufgrund seiner einzigartigen Sozialität filigrane Werkzeuge wie Speerschleudern, Nadeln und Bögen und konnte mit diesen Innovationen schlussendlich viel besser in den kälteren Klimazonen überleben. Technik wurde zum entscheidenden Beschleuniger des Erfolgs, damals wie heute.

Ein entscheidender Punkt war nach Krause dabei immer die besondere *technische Idee* – der Moment, in dem die Menschheit etwas grundsätzlich Neues *denken* konnte. Spannend ist, dass solche Entwicklungssprünge, solche «kurzen Revolutionen in der so langen Evolution», nicht nur an einem einzigen Ort entstanden. Sie tauchten an verschiedenen Stellen der Erde unabhängig voneinander auf. Der genetische Anthropologe schaut dabei verständlicherweise auf die Kraft unserer Gene und auf das biologische «Programm» in jeder unserer Zellen – besonders in denen unseres einzigartigen menschlichen Ge-

Einleitung

hirns. Er gibt uns ein anschauliches Beispiel dazu: Die Menschheit musste erst einmal auf die *Idee* kommen, Ackerbau zu betreiben. Statt zu jagen, zu sammeln und gezwungenermaßen umherzuziehen, begann man vor rund zehntausend Jahren, Pflanzen gezielt anzubauen. Diese Idee – so scheinbar einfach sie ist – veränderte alles. Der Ackerbau erlaubte bessere Ernährung, erlaubte Planung, erlaubte neue Verhaltensformen: die Art, wie und wo Menschen siedelten, wie Familien funktionierten, wie viele Kinder geboren werden konnten, wie viele von ihnen überlebten, wie Arbeit verteilt war, wie politische Gemeinschaften entstanden und wie Religion und Kultur entwickelt wurden – alles war auf einmal anders möglich. Mit dem Ackerbau begann eine dramatisch neue Form menschlicher Existenz.

Jetzt, mit Beginn des 21. Jahrhunderts, macht die menschliche Entwicklung wieder einen solchen alles verändernden Sprung: Digitale Techniken werden uns buchstäblich in die Hände gelegt – in die Hand eines jeden von uns. Schier unbegrenzte digitale Möglichkeiten, umfasst von fünf oder zehn Fingern. Damals wie heute handelt es sich nicht um eine punktuelle Neuerung, sondern um einen tiefgreifenden Umbau unserer gesamten Lebenswelt. Sie sind *das* neue Medium, *das* neue Dazwischen, *der* neue «Flow»: Techniken, mit denen wir – überraschend genug – über unsere *Hände* in einem körperlich-sinnlichen Verhältnis stehen.

Die entscheidende Frage stellt sich damit als eine nach dem «Wie» – und nicht nach dem «Ob». Ob wir Digitalisierung zulassen oder verhindern wollen, diese Alternative ist passé. Die Frage lautet, *wie* wir in dieser digitalen Welt leben wollen, *wie* wir sie gestalten, *wie* wir ihre Chancen und Gefahren begreifen und bewältigen, *wie* wir uns ihr anpassen.

Vielleicht hilft an dieser Stelle eine Erinnerung an frühere einschneidende Medienumbrüche, die stets mit alarmierender Kritik einhergingen. Im Jahr 1791 gab es noch keine Smartphones – damals

war es ein anderes Massenmedium, das sich rasant in allen Gesellschaftsschichten verbreitete: das gedruckte Buch. In diesem Jahr erklärte der Leipziger Pädagoge und Aufklärer Karl Gottfried Bauer, dass die «erzwungene Lage und der Mangel aller körperlichen Bewegung beym Lesen, in Verbindung mit der so gewaltsamen Abwechslung von Vorstellungen und Empfindungen», Übel wie «Schlaffheit, Verschleimung, Blähungen und Verstopfung in den Eingeweiden, mit einem Worte Hypochondrie, [...] Stockungen und Verderbnis im Bluthe, reizende Schärpen und Abspannung im Nervensysteme, Siechheit und Weichlichkeit im ganzen Körper» erzeugen könne.⁸ Insbesondere die junge Generation sei von der Gefahr dieser fatalen Lesesucht betroffen. Bauer war nicht der Einzige, der dem Lesen eine so schädliche Wirkung attestierte: Friedrich Burchard Beneken, seines Zeichens Theologe und Schriftsteller, diagnostizierte als Folgen der jugendlichen Lesesucht «unüberwindliche Trägheit, Eckel und Widerwillen gegen jede reelle Arbeit [...] ewige Zerstreuung und unaufhörliche Ratlosigkeit der Seele, die nie eine Wahrheit ganz fassen, nie einen Gedanken ganz festhalten kann.» Die Jugend, insbesondere die «Mädchen», so meinte er, sei «verlohren – ohne Rettung verloren.»⁹

Klingt vertraut? Vielleicht. Werfen wir einen Blick auf die Titel einschlägiger Buchveröffentlichungen: *Cyberkrank! Wie das digitalisierte Leben unsere Gesundheit ruiniert*; *Die Smartphone-Epidemie: Gefahren für Gesundheit, Bildung und Gesellschaft*; *Digitale Demenz: Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen*; und: *Verstehen statt verliehen: Erste Hilfe für die Smartphone-Pubertät*. Wenn es um digitale Medien geht, schlagen wir heute also einen ähnlichen Ton an wie die Herren Bauer und Beneken anno dazumal.

Natürlich behaupten wir mit diesem Rückblick auf 235 Jahre nicht, dass die Probleme, die sich mit der Nutzung digitaler Technik für Kinder und Jugendliche ergeben, harmlos wären. Das Gegenteil ist der Fall: Sie können gefährlich und traumatisch sein, sie können destabili-

Einleitung

sieren und Sucht fördern. Kinder können erschreckend früh mit grausamen und pornografischen Inhalten in Kontakt kommen, mit Tätern, die sich digital als Kinder tarnen, mit gewalttätigen Spielen, aufmerksamkeitsfressenden Apps und digital potenziertem, zerstörerischem sozialem Druck. Diese Gefahren sind real und müssen – da sind wir uns alle vollkommen einig – ernst genommen werden, sehr ernst. Sie müssen gesellschaftlich, politisch, kartellrechtlich, datenrechtlich, pädagogisch, pädiatrisch und an bestimmten Stellen auch kinder- und jugendpsychiatrisch beantwortet werden. Mit mehr Verständnis, mehr Studien, mehr Ressourcen und viel mehr Dialog und viel mehr sachlichem Austausch von Argumenten.

Die Gefährdungsperspektive ist das eine – aber eine Verstehensperspektive etwas anderes. Die Bücher, Massenmedien des 18. Jahrhunderts, sind in unsere Welt hineingekommen und nicht mehr aus ihr wegzudenken. Genau wie digitale Techniken, die Massenmedien des 21. Jahrhunderts, in unsere Welt gekommen sind und nicht mehr verschwinden werden. Die digitale Technik ist keine abstrakte Zukunftsvision, sie ist Gegenwart. Ob wir es begrüßen oder nicht – sie hat zwischen unseren Gehirnen und Händen eine neue Wirklichkeit geschaffen. Aus begrenzter Technik in begrenztem Format ist ein unbegrenztes Milieu geworden, eine digitale Lebenswelt. Sie umgibt uns wie ein neues, globales Element: unausweichlich.

Verschwinden wird diese neue Wirklichkeit auch nicht mehr aus der Welt der Heranwachsenden, auf die wir hier noch einmal besonders schauen wollen: Gerade für Jugendliche sind Smartphones und Social Media nicht nur technische Hilfsmittel – sie bedeuten sozialen Kontakt, digitale Gemeinschaft, Vernetzung mit Gleichaltrigen, für manche auch – überraschend gelingend – die Kompensation einer Einschränkung und Behinderung. Wenn besorgte Eltern den Kindern das Smartphone verbieten, wegnehmen, Apps sperren und Kontrolle ausüben versuchen, kann das auch ein Probleme verstärkender statt

Das Kind in dir hat eine technologische Heimat gefunden

problemlösender Eingriff sein: Er kann – negativ – das Ende der Vernetzung, den Verlust von sozialen Kontakten, den Ausschluss aus der digitalen Gemeinschaft, den Ausschluss von einem digitalen Lebenselement bedeuten.

Evolutionär betrachtet kann man sich nichts weniger wünschen als sozialen Ausschluss. Der Mensch ist und bleibt das soziale Wesen schlechthin, das Gehirn sein «soziales Organ», wie der Psychiater und Philosoph Thomas Fuchs argumentiert hat. Das Bedürfnis nach sozialer Zugehörigkeit ist zutiefst in uns verankert, und wenn wir danach fragen, wie in heutigen Gesellschaften die Befriedigung dieses Bedürfnisses organisiert wird, dann kommen wir kaum um die Feststellung herum, dass Smartphones und Soziale Medien dabei eine wesentliche Rolle spielen. Eltern und Pädagogen wussten dabei immer schon, was neurowissenschaftliche Studien bestätigen: Jugendliche reagieren besonders sensibel auf Zustimmung oder Ablehnung – auch in Sozialen Medien.¹⁰ Entwicklungsbedingt gilt für sie: Soziale Zugehörigkeit ist unverzichtbar, Ausschluss ist sozialer Schmerz, und sozialer Schmerz tut richtig weh. Er tut so weh wie der Zeh, der mit Wucht an die harte Tischbeinkante gestoßen ist – im Gehirn laufen vergleichbare Schmerzprozesse ab. Die starke emotionale Empfänglichkeit und die dabei noch nicht erwachsenengleich ausgereiften Fähigkeiten zur Selbstreflexion und kognitiven Kontrolle machen Jugendliche besonders lernfähig in der Gruppe und gleichzeitig besonders anfällig für soziale Diskriminierung und emotional aufwühlende Inhalte – also genau für die Währung der Sozialen Medien.

In einer zunehmend digital geprägten Welt entscheidet der Zugang zum Internet aber maßgeblich darüber, ob Menschen an zentralen gesellschaftlichen Chancen partizipieren können. Digitale Teilhabe ist dabei mehr als die einfache Frage: «Online oder offline?» Sie bemisst sich daran, in welchem Maß digitale Möglichkeiten das Wohlbefinden von Individuen, Gemeinschaften und der Gesellschaft insgesamt för-

Einleitung

dern. Eine aktuelle Studie betont, dass soziale und digitale Inklusion eng miteinander verflochten sind: Wer sozial oder wirtschaftlich benachteiligt ist, hat häufiger auch im Digitalen schlechtere Karten – und wird doppelt ausgeschlossen.¹¹

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de